

Jahrgang I.

No. 3.

Juni 1911.

KAIN

Zeitschrift für
Menschlichkeit
Herausgeber:

Erich Mühsam



Inhalt: Aufruf zum Sozialismus. — Tagebuch ans dein Gefängnis. —
Münchner Theater. — Bemerkungen. — Der unzüchtige Marquis. —
Georg Hirth. — Die nervenschwache Polizei.

Kain-Verlag München.

30 Pfg.

Früher erschienen:

KAIN, Heft 1. Inhalt: Kain (Gedicht). — Die Todesstrafe. — Tagebuch aus dem Gefängnis. — Bemerkungen: (Münchner Theater. — Bayerische Freiheitlichkeit. — Die volle Mass. — Oeffentlicher Dank.)

KAIN, Heft 2. Inhalt: Appell an den Geist. — Tagebuch aus dem Gefängnis. — Bücher. — Bemerkungen: (Schönherr's Plagiat. — Krawall, Revolte, Revolution.—Jagow und Kerr.—Humor). — Correspondenz.

Preis je 30 Pfg. Zu beziehen durch jede Buchhandlung oder direkt vom Kainverlag, München, Baaderstrasse 1 a.

Empfehlenswerte Bücher

aus dem Verlage **Max Steinebach** in München, Baaderstrasse 1 a. Zu beziehen durch jede Buchhandlung oder direkt vom Verlag.

Geschichte des deutschen Arbeiterstandes Mk. 1.—

von Staatsarchivar **Dr. Christian Meyer.**

Die vorliegende Schrift behandelt nach einer kurzen Einleitung über die geschichtliche Entwicklung des Verhältnisses zwischen Arbeit und Besitz, die Geschichte des deutschen Arbeiterstandes von der ältesten Zeit der unfreien Frohnhofwirtschaft an bis herab in unsere Tage der Grossindustrie mit Maschinenbetrieb. Namentlich das alte Handwerksgesellentum mit seinen merkwürdigen, zuletzt vielfach verschönerkten und grotesken Einrichtungen und Gewohnheiten hat eine sorgfältige Darstellung erfahren.

Geschichte des deutschen Bauernstandes Mk. 1.—

von Staatsarchivar **Dr. Christian Meyer.**

Eine gedrängte Geschichte des deutschen Bauernstandes von der Zeit der ältesten festen Siedelungen nach dem Schluss der grossen Wanderungen an bis herab in das 19. Jahrhundert, das in den Stürmen des Jahres 1848 auch die letzten Reste der alten Grunduntertänigkeit unseres Bauernstandes beseitigt und die völlige staatsrechtliche Gleichstellung desselben mit den übrigen Gesellschaftsklassen des Staates proklamiert hat.

Geschichte des deutschen Adelstandes Mk. 1.50

von Staatsarchivar **Dr. Christian Meyer.**

Eine gedrängte, übersichtliche Geschichte des deutschen Adels ist bisher ein Bedürfnis des gebildeten Lesepublikums gewesen. Die vorliegende Schrift versucht diese Lücke auszufüllen. Neu und eigenartig ist die durch alle Phasen der geschichtlichen Entwicklung als Grundinhalt des Adelsbegriffs festgehaltene und konsequent durchgeführte Definition des Adels als einer politischen Machtinstitution.

Jahrgang 1.
No. 3.

München,
Juni 1911.

KAIN

Zeitschrift für Menschlichkeit.

Herausgeber: Erich Mühsam.

„KAIN“ erscheint vorläufig im Monat einmal. Der Preis beträgt für das Einzelheft 30 Pfennig (40 Heller, 40 Centimes). Jahresabonnement 3 Mark, (4 Kronen, 4 Francs.) Inserate die zweigespaltene Nonparaillezeile 30 Pfennig. Geldsendungen an „Kain-Verlag“, München, Baaderstrasse 1 a.

**Die Beiträge dieser Zeitschrift sind vom Herausgeber.
Mitarbeiter dankend verboten.**

Aufruf zum Sozialismus.

„Der Staat sitzt nie im Innern der Einzelnen, er ist nie zur Individualeigenschaft geworden, nie Freiwilligkeit gewesen. Er setzt den Zentralismus der Botmässigkeit und Disziplin an die Stelle des Zentrums, das die Welt des Geistes regiert: das ist der Schlag des Herzens und das freie, eigene Denken im lebendigen Leibe der Person. Früher einmal gab es Gemeinden, Stammesbünde, Gilden, Bruderschaften, Korporationen, Gesellschaften, und sie alle schichteten sich zur Gesellschaft. Heute gibt es Zwang, Buchstaben, Staat.“

„Sozialismus ist Umkehr; Sozialismus ist Neubeginn; Sozialismus ist Wiederanschluss an die Natur, Wiedererfüllung mit Geist, Wiedergewinnung der Beziehung.“

Das sind Sätze aus einer Schrift von Gustav Landauer, die eben erschienen ist und den Titel führt: „Aufruf zum Sozialismus“, *) und in diesen Sätzen ist in nuce enthalten, woher uns, die wir werbend auf die Tribüne treten,

*) Aufruf zum Sozialismus. Ein Vortrag von Gustav Landauer. Berlin 1911. Verlag des Sozialistischen Bundes.

die Verzweiflung kommt, und wohin unsere Sehnsucht will

Gesetze, Reglementierungen, Zentralisationen, Zwangsgebilde sind den Menschen der Gegenwart so selbstverständliche Faktoren der gesellschaftlichen Organisation, dass ihnen jedes Bekenntnis zur Dezentralisation, zur Staats- und Herrschaftslosigkeit närrisch oder verbrecherisch vorkommt. Anarchie, das Wort der Freiwilligkeit, meinen sie, sei Verwirrung. Polizei aber scheint ihnen Ordnung, Kapitalismus Ausgleich, Justiz Gerechtigkeit. Den Begriff Sozialismus haben sie in den Bestand der Dinge eingereicht und nehmen ihn als Flagge einer demokratischen Reformpartei.

Nur an den kleinen Symptomen der gesellschaftlichen Wirrnis wird Rednerei und Kritik geübt, wird gebastelt und gemodelt. Das heisst man Politik; und um das Parlamenten und Schachern, um die Flickerei und Pflasterei am kranken Körper der Gesamtheit erregen sich die Leidenschaften. Von dem andern, von der Seuche selbst, von all dem Furchtbaren, das die Menschen zu Betrügnern und Mördern aneinander, das Unrecht zu Recht, Lüge zu Wahrheit, Heuchelei zu Ehrlichkeit, Diebstahl zu Eigentum, Ausbeutung zu Lohn, Knechtung zu Vertrag, Gewalt zu Liebe macht, wird nicht gesprochen. Selbst da, wo sich die Not der Zeit am traurigsten fühlbar macht, in den Schichten der arbeitenden Bevölkerung, gibt es keinen Kampf, der von innen kommt, der verzweifelt hinausdrängt aus der kapitalistischen Sklaverei, sondern nur einen vorsichtigen Eiertanz im Dunkeln und Dumpfen und ängstliche Scheu vor radikalen Wandlungen und vor frischer Luft.

Die trockne Kathederweisheit des Marxismus hat es vermocht, im unterdrückten Volk jeden frohen Willen zu lähmen. Die entsetzliche Theorie, dass sich die Zeit nach naturnotwendigen Gesetzen wandeln muss, in der Richtung wandeln muss, die Karl Marx und seine demagogischen Spiessgesellen anweisen, hat in Millionen Menschen

den Wahnsinn kultiviert, sie dürften nur zusehen, wie sich der Kapitalismus selbst auffrisst. Man muss ihn nur nähren und pflegen und ihn auswachsen lassen, bis er sich überschlägt, platzt, stinkt und sich an seine Stelle der Sozialismus, vielmehr die komisch-philiströse Zwittergestalt eines sozialdemokratischen Zukunftsstaates präsentiert. — Seit einem halben Jahrhundert ist der Marxismus Evangelium des deutschen Proletariats. Seit einem halben Jahrhundert ist eine These dieser pseudo-wissenschaftlichen Sozialprophetie nach der andern von den Tatsachen der Wirklichkeit ad absurdum geführt worden. Und heute noch winselt die Sozialdemokratie bei den Inhabern der Macht um Beteiligung an der Verwaltung des Staats, den sie angeblich bekämpft. Heute noch sammelt sie in untätiger Geschäftigkeit Stimmen, hunderttausende, Millionen Stimmen zum Bekenntnis zu Marx' Lehren.

Die angekündigte und umfänglich bewiesene Akkumulation des Kapitals ist ausgeblieben: es gibt heute mehr Kapitalisten als vor 50 Jahren. Die Verelendung der Massen die „naturnotwendig“ zur Katastrophe führen sollte, ist ausgeblieben: denn der Staat, der ebenso schlau war wie Marx, hat — mit Hilfe der „Sozialisten“ — durch eine Arbeiterschutzgesetzgebung ein Ventil geschaffen, das das Aeusserste verhütet, also geeignet ist, den Kapitalismus zu verewigen. Die wirtschaftlichen Arbeiterorganisationen, die — von den Marxisten anfänglich keineswegs willkommen geheissen — sich aus den Zeitumständen wirklich „naturnotwendig“ entwickelten, drehen sich innerhalb der kapitalistischen Wirtschaft im Kreise herum, erzielen als Produzenten bessere Bezahlung und müssen sie als Konsumenten ihrer Waren selbst wieder hereinbringen; sie schaffen den Kapitalismus sowenig ab, wie sie den Sozialismus herbeiführen, und sie haben das Unternehmertum gelehrt, das stärkste Bollwerk gegen die Gefährdung des Kapitalismus durch wirtschaftliche Kämpfe dadurch zu

schaffen, dass sie selbst sich zu Interessenorganisationen, zu Arbeitgeberverbänden, zu Ringen und zu Trusts zusammengeschlossen haben.

So stellen sich unter der Herrschaft der marxistischen Dogmen die Aussichten des Sozialismus dar. Die Sozialdemokraten aber predigen noch immer die materialistische Geschichtsentwicklung, das Hineinwachsen in den Sozialismus als Krönung des Baus, dessen Grundlagen sie selbst schon als bröckelhaft auf den Kehricht geworfen haben. Denn die Verelendung der Massen behaupten selbst die Frömmsten der Marx-Jünger nicht mehr, und die Konzentration des Kapitals mitsamt der Krisentheorie wird zumindest von den Revisionisten schon stark in Zweifel gezogen, die ja nachgerade kaum mehr etwas anderes scheinen wollen, als reformerische Realpolitiker, und die das Wort Sozialismus, wenn sie es bei Wahlreden oder andern Repräsentationsgelegenheiten mal aussprechen müssen, nur unter Aechzen und Würgen aus dem Halse bringen.

Müssen wir denn nun, nachdem wir die gewaltige Bewegung, die unter dem Namen Sozialdemokratie seit einem halben Jahrhundert trübe, faulig und unendlich breit stagniert, als Charlatan-Wissenschaftlhuberei erkannt haben, — müssen wir denn nun darauf verzichten, jemals aus der qualvollen Knechtschaffenheit des kapitalistischen, militaristischen, klerikalistischen Polizeistaats heraus- und in eine menschenwürdige, freiheitliche, im Volke gefügte und auf Gegenseitigkeit gegründete Gesellschaft hineinzukommen? Das müssen wir wahrlich nicht, sofern der Wille zur Freiheit, zur Gerechtigkeit und zum Sozialismus in uns lebendig und zur Tat bereit ist.

Marxens lebloose, ertitelte und erklügelte Theorien sind an den Tatsachen der Wirklichkeit jammervoll gescheitert. Jede einzelne seiner Aufstellungen ist als falsch erwiesen. Wollen wir zum Sozialismus kommen, so dürfen wir an keinen der Versuche, die — auch mittelbar,

wie der Syndikalismus, der Anarchosozialismus etc. — von seinen Ansichten ausgingen, anschliessen. Wir müssen den Mut finden, zurückzugreifen. Wir müssen den Karren dahin zurückführen, wo er, von Marx geschoben, in den Dreck fuhr, in dem er jetzt erbarmungslos drinsteckt. Wir müssen da anfangen, wo Marx' grosser Zeitgenosse Pierre Joseph Proudhon anfangen wollte.

Der sah die Dinge der Welt nicht mit den Augen des politisierenden Philosophasten, sondern mit denen des freiheitlichen Enthusiasten: und darum sah er sie, wie sie wirklich waren. Er sah das Elend und die Verworrenheit und wusste, dass man dagegen nicht mit theoretischen Systemen kämpft, sondern mit der zugreifenden Hand. Und so riet er zum Anfang, zur Tat, zur Arbeit.

Das ist der Unverstand der kapitalistischen Produktionswirtschaft: es wird gearbeitet ohne Rücksicht auf die Nachfrage. In den Speichern häufen sich die Waren, man redet von Ueberproduktion, aber die, die Waren brauchen, bekommen sie nicht. Mancher Arbeiter fertigt sein Leben lang Hemdstoffe an; sein Auftraggeber jammert über die Krise in der Textilindustrie, die ihm mit seinen Vorräten an Hemdstoffen den Markt verschliesst; aber der Arbeiter, der unermüdlich weiter webt, kommt nie in den Besitz der hygienisch und aesthetisch notwendigen Zahl Hemden. — Diese Absurdität erkannte Proudhon, und so empfahl er die Gründung der Tauschbank, d. h. einer Institution zur Regelung des Austausches der Produkte unter den Arbeitern selbst.

Heute ist eigentlich die Fabrik Arbeitgeber, und es sollte so sein, dass die Kundschaft Arbeitgeber wäre. Arbeitet der Produzierende nur noch für den Bedarf, stellt er also seine Arbeit ausschliesslich in den Dienst des Verbrauchs, dann hat er von selber die Kundschaft, die für ihn Geld, oder — was dasselbe ist — Kredit bedeutet. Die Gründung von Produktiv-Konsum-Genossenschaften, die unter Vermeidung des kapitalistischen Marktes mit-

und füreinander schafften und anschafften, wäre der erste entscheidende Schritt auf dem Wege zum Sozialismus.

Zur Gründung solcher Genossenschaften ruft Gustav Landauer auf. Gruppen sollen sich bilden, in denen sich Menschen vereinigen, die zu gemeinsamem Tun bereit sind. Vorerst ist nur Werbung und Verständigung Aufgabe dieser Gruppen, deren etliche schon bestehen und die sich Gruppen des „Sozialistischen Bundes“ nennen. Ehe sie ans Werk gehen können, an den Beginn, bedarf es noch mancher Vorarbeit. Der Staat, die Parteien, der sinnlose Konkurrenzkampf haben vieles zerstört, was als verbindender Geist unter den Menschen war und unter den Menschen sein muss, die Gemeinsames wirken wollen. Brüderlichkeit, Gerechtigkeit, Nächstenliebe sind Eigenschaften, die nur mit sehr viel gutem Willen, mit sehr viel Aufopferung und mit sehr viel Nachsicht unter den Menschen unserer Zeit wieder geweckt werden können. Solidarität, die über das gemeinsame materielle Interesse hinausgeht, muss erst wieder in die Menschen hineingetragen werden, — das Mittel, Solidarität, Entschlossenheit, Opfermut und Rechtsgefühl zu beleben, ist die Idee, die zur Ueberzeugung wird, zur Ueberzeugung, dass das Neue das Richtige ist, dass es kommen soll und kommen muss, weil das Alte als schlecht erkannt und nicht mehr erträglich ist.

Sind die rechten Menschen beieinander, solche, deren Wille sich nicht bändigen lässt, Verzweifelte, die keine Materialisten sind, sondern Draufgänger, Unbesonnene, Idealisten, dann wird die neue, die sozialistische Gesellschaft von innen heraus von selbst erwachsen. Dann werden die Gruppen, die zur Arbeit drängen, in eigenen Siedlungen das herstellen, was sie nötig haben. Die verschiedenen Siedlungen werden mit einander in Tauschverkehr treten; der Ertrag der Arbeit wird denen gehören, die sie geleistet haben, und aus den Gemeinschaften, Bündeln, Siedlungen, Kommunen wird die neue sozialistische Ge-

Seilschaft erstehen, die gewiss anders aussehen wird als wir sie träumen, und die ganz gewiss besser, menschlicher, schöner, kulturvoller sein wird, als der Staat mit seinen Kasernen, Gefängnissen, Zuchthäusern, Bordellen, Polizeiwachen, Zwangsschulen, Kirchen und Parlamenten.

Was ich hier skizziert habe, ist der dürftige Extrakt dessen, was Landauers „Aufruf zum Sozialismus“ enthält. Was da Kritisches über den Staat und über den Marxismus steht, ist ebenso überzeugend, wie das, was Landauer Positives vom Sozialismus und vom Sozialistischen Bunde sagt, begeistert ist. Wen Theorien, Kritiken und national-ökonomische Spekulationen nicht interessieren, der lese das Buch um der warmen, starken Leidenschaft willen, mit der es geschrieben ist. Wer aber bei der Lektüre kalt bleibt und nicht selbst zum Eiferer wird, der bleibe ja bei seinem Leisten oder bei seiner Politik; aus ihm soll beileibe kein Proselyt gemacht werden.

Tagebuch aus dem Gefängnis.

(Fortsetzung).

Die Freude der Ruhe dauerte nicht lange. Das Schlüsselbund in der eisernen Tür weckte mich. Der Aufseher rief: Aufstehen! — und ich konnte konstatieren, dass meine jammervolle Zelle in den verwaschenen Konturen der Frühdämmerung sichtbar wurde. Ich musste mich ankleiden: ohne Hosenträger, ohne Kragen und Krawatte, ohne Kneifer, ohne Stiefel, an deren Stelle mir Hauslatschen gebracht wurden. Meine Knochen taten mir von dem harten Liegen überall weh, und die Haut juckte an allen Enden entsetzlich. Ich krepelte den Aermel des Hemdes hoch und bemerkte zahllose Flecken und Stiche, aber noch heute weiss ich nicht, ob mir diese Nacht Flohstiche, Wanzenstiche, Krätze oder nervöse Nesseln eingetragen hat*) und noch heute bin ich die verflucht juckenden Blasen nicht los. Inzwischen wurde ich gewahr, dass es 6 Uhr in der Frühe war, eine Zeit also, die mir zum Zubettgehen vertrauter ist als zum Aufstehen. Aber was will man als einsamer Gefangener gegen die Gewalt der Obrigkeit anfangen?

*) Später stellte sich heraus, dass ich mir auf dem Strohsack des Polizeigefängnisses allerlei Stiche zugezogen hatte, und wenige Tage nachdem ich diese Sätze geschrieben hatte, trat dann auch eine widerliche Scabies in die Erscheinung, die ihr Entstehen ebenfalls dem Aufenthalt dort unten verdankte.

Ich durfte mich nun in einem hässlichen Raum waschen und erhielt einen Topf mit frischem Wasser und dazu ein grosses klitschiges Stück Brot. Mit diesem Frühimbiss wurde ich wieder allein gelassen, sah es langsam heller werden und hatte nicht die geringste Möglichkeit, mich mit irgend etwas anderm als mit meinen Gedanken zu beschäftigen, die nicht eben die tröstlichsten waren, und die sich jetzt ziemlich teilnahmslos von dem viertelstündigen Kirchturmsgruss unterbrechen liessen. Gegen 7 Uhr kam der Aufseher, der nicht mehr so nett war, wie am Abend vorher, holte die Matratze aus der Zelle und erwiderte auf meine Frage, was denn nun eigentlich mit mir geschehen solle, mittags gegen $\frac{1}{2}$ 1 Uhr würde ich wohl dem Untersuchungsrichter vorgeführt werden. Das war keine erfreuliche Aussicht, jetzt fünf Stunden lang ohne jede geringste Tätigkeit in diesem schandhässlichen Kellerverliess auf der schmalen Holzbank sitzen zu müssen, denn das Herumlaufen in den Sträflingslatschen fiel mir schwer. So legte ich mich also auf die harte Bank und schief wirklich in kurzer Zeit ein. Plötzlich aber kam der Aufseher, der mir verkündete, am Tage liegen dürfe ich nicht; dann verschwand er wieder. Die Gedanken, die ich ihm nachschickte, waren nicht eben zärtlich, obwohl er sein Verbot mit der Entschuldigung vorgebracht hatte, wenn die Aufsicht kume, würde man ihm Krach machen. Ich setzte mich also auf die Bank, liess den Kopf auf die Knie hängen und versuchte, in dieser Stellung von neuem einzuschlafen. Nach einer bis zwei Stunden, während derer wieder abenteuerliche Ideen und Spekulationen um mein Gehirn geflogen waren wie die Aasgeier um den Galgen, siegte endlich auch wieder die Müdigkeit, und ich schief trotz der unbequemen Stellung, trotz des Juckens, trotz der traurigen und aufgeregten Gedanken wiederum ein. Eitle Hoffnung, endlich ungestört ausruhen zu können. Kaum waren mir die Augen zugefallen, als mich der Aufseher anrief und mir befahl, ihm sogleich zum Kommissär zu folgen. Auf meine Bitte wurde mir zu diesem Gange wenigstens der Kneifer bewilligt.

Am Ende des Kellers, in dem die Gefangenenzellen lagen, übergab mich der Aufseher einem Polizeimenschen, und so -uninteressant dieser Herr an sich war, so fiel mir doch in dem Moment, wo er anfang, mich die Treppen hinaufzukommandieren, wieder der Charakterunterschied zwischen Polizisten und Gefangenenwärtern auf. Ich kam in einen Saal, wo etwa acht jüngere Leute an einem langen Tische sassen, immer je zwei einander gegenüber, und schrieben: lauter Polizeiakten, dachte ich mir, die da gefüllt werden. Wie fremd muss den armen Menschen, die sie vollgeschrieben haben, die lebendige Wirklichkeit bleiben, die für sie ewig nur „Material“ ist. In einer Ecke dieses Bürosaals stand ein Aktenschreibtisch, vor dem

ein beliebiger Polizeimensch sass, der mich ins Verhör nahm. Dieses Verhör bestand darin, dass er mich fragte, ob ich Erich Mühsam heisse, bisher in der . . . Strasse 84 gewohnt habe und gestern abend von dort abgeholt sei. Das bestätigte ich ihm. Hierauf fragte er mich, ob ich denn nun mit dem eben derart geschilderten Erich Mühsam identisch sei, worauf ich antwortete: „Ich vermute.“ — Diese Antwort setzte den Polizeikommissär offenbar in einige Verwirrung. Nachdem er wiederholt hatte: „So? — Sie vermuten das nur?“ — besann er sich eine Weile, nahm dann einen Bogen Papier her und verfasste darauf ein Protokoll, das besagte: „Ich bin mit dem Schriftsteller Erich Mühsam, mosaich, geboren etc., wohnhaft etc., identisch.“ Hierunter ersuchte er mich, meinen Namen zu schreiben, was ich zu seiner Betrachtungen, und deutlich bemerkbaren Beruhigung tat. Eigentlich kitzelte es mich in dem Moment, die Unterschrift nicht zu geben, wozu mich keiner hätte zwingen können. Aber ich war doch schon zu müde, um etwa unangenehme Wirkungen eines letzthin schlechten Witzes noch auf mich nehmen zu mögen. Also um zu bestätigen, dass ich mit mir identisch sei, hatte ich den endlich gewonnenen Schlaf abschütteln müssen.

Jetzt durfte ich wieder hinuntergehen. Der Aufseher nahm mir den Kneifer ab, und ich wurde von neuem in die unwirtliche Zelle bei Wasser und Brot eingeschlossen. Weitere Versuche, den Schlaf zurückzubeschwören, misslangen völlig, und ich überliess mich nun meinen Betrachtungen, Erinnerungen und Erwägungen. Ich verglich diese Verhaftung mit der, die ich vor anderthalb Jahren mit Johannes Nohl zusammen in Ascona erfuhr, und stellte fest, dass, obgleich die äusseren Formen damals gröber waren: Fesselung, fast einstündiger Transport zu Fuss mit den schweren Handschellen, Aufstöberung aus dem Bett nach vier schlaflosen Nächten und erst einer halben Stunde Schlummer, Püffe und Gewalt bei der Festnahme — obgleich alle diese Rohheiten diesmal nicht dabei waren, doch meine jetzige Lage unendlich weniger erfreulich sei als die damals. Damals waren wir zwei Freunde, die ein gleiches traf; die ganze Affäre hatte die Romantik des Südens; die Beamten, die uns fortführten, wirkten nicht wie diese Norddeutschen als exakte Mechanismen, sondern als rohe italienische Schlingel; dann kam dort die verwanzte, dreckige, stinkige Zelle zu zweien in dem herrlichen alten „antico castello“, von dem man — und gerade von meiner Zelle aus — den prächtigsten Ausblick auf den See und auf die wundervollen Berge hatte, die mit Tagesanbruch immer goldiger in unsre verlausten Käfige schauten; schliesslich die Verständigung zwischen dem Freund und mir durch lautes Schreien von einer Zelle in die andere, in einer Sprache, die die groteske Hexe von italienischer Beschliesserin nicht kannte. — Hier hingegen ich allein, ohne

einen Menschen bei mir, der sich um mich sorgt, und um den ich mich zu sorgen hätte. Alle elementare Brutalität ersetzt durch eine geschäftsmässige, funktionelle Nüchternheit. Und nur ein Umstand, der hier wie dort die Situation komplizierte: die völlige Unkenntnis gegenüber den Gründen, die die Verhaftung veranlassten. Aber auch darin welcher Unterschied zugunsten Asconas! Dort wussten wir, es liegt nichts vor, und wir haben die Advokaten, den Arzt und den Friedensrichter des Orts zu Freunden, deren Wink zu unsrer Befreiung genügen würde. Das zeigte sich dann auch: als wir nach achtzehnstündiger Haft trotz unsres lebhaften Verlangens dem „Procuratore“ nicht vorgeführt wurden, schickten wir vier gleichlaufende Telegramme zur Beförderung nach Ascona an die Carabinieri, die uns in Gewahrsam hatten: „Senza cosa arrestati: Prego da noi liberare. *) Mühsam. Nohl.“ Die Telegramme wurden gar nicht abgesandt. Zehn Minuten, nachdem wir sie aufgesetzt hatten, waren wir frei. — (Fortsetz. folgt)

Münchener Theater.

(„Ratten.“ — „Die Spielereien einer Kaiserin.“)

Gerhart Hauptmann war in München lange arg vernachlässigt worden. Es ist kaum verzeihlich, dass ausser „Kollege Crampton“, dessen Inszenierung eine der ersten Taten Steinrucks am Hoftheater war, Jahre hindurch keines seiner Stücke auf dem Repertoire der Münchener Bühnen erschienen ist. Seine letzten Dramen sind hier überhaupt nicht gespielt worden. Es wäre sehr zu wünschen, dass einiges von dem Versäumten noch nachgeholt würde. Mindestens sollte man das Glashüttendrama „Und Pippa tanzt“ spielen, dessen hoher dichterischer Wert lange nicht genügend geschätzt wird. — Die Aufführung der „Ratten“ im Residenztheater hat ja wieder bestätigt, wie stark immer noch die Durchschlagskraft der Hauptmannschen Dramatik ist, und mit wie grossem Unrecht man ihn der Vergangenheit zurechnet.

Man hat der Berliner Tragikomödie in der öffentlichen Beurteilung schweres Unrecht getan. Das ist ein Stück von erschütternder Wucht und von mächtigem Ethos. Ob die Bezeichnung „Tragikomödie“ vor der Pedanterie exakter Philologen standhält, scheint mir wenig beträchtlich. Meinetwegen soll man gern einwenden, dass es sich um eine Tragödie handelt, in die eine nebenherlaufende Komödie flüchtig hineinspielt. Wesentlich ist nicht der Titel, sondern die Gestaltung. Wesentlich ist, dass die schauerliche Tragik, die aus der verzweifelten Sehnsucht eines enterbten mütter-

*) Grundlos eingesperrt. Bitte uns zu befreien.“

lichen Herzens erwächst, Sinn und Gefühl völlig gefangen nimmt, dass Personen, Umstände, Milieu und Handlung von einem Dichter gesehen und erfasst und mit folgerichtiger Grausamkeit zur Tragödie gefügt sind, und dass das komödienhafte Nebenher befreiend und versöhnend wirkt: wie denn auch in Wahrheit überall Tragisches und Komisches nebeneinander geht, und eines dem andern vor die Füße läuft.

Die Figur des Theaterdirektors Hassenreuther, der in sehr amüsanten Weise die Rolle des Raisonneurs in dem Stück spielt, ist mit der gleichen treffsicheren Wahrhaftigkeit gezeichnet, wie die Träger des eigentlichen Dramas, und wie die ganze Fülle der Haupt- und Nebenpersonen, die unmittelbar oder mittelbar in die Verwicklungen der Kindesunterschiebung hineingezogen werden. Die Charakteristik der unglücklichen Frau John selbst ist meisterhaft. Mit einer Notwendigkeit, die keinen Ausweg lässt, fügt sich ihr Schicksal aus ihren Handlungen. Der gutgemeinte Betrug, ihrem Mann das in seiner Abwesenheit in ihrer Obhut heimlich geborene Kind der polnischen Magd, das sie in Pflege genommen hat, als ihr eignes vorzutäuschen, hetzt sie von einer Angst in die andre. So häuft sie Lüge auf Lüge gegen den Mann, Rohheit und Arglist gegen die richtige Mutter des Kindes und überlässt schliesslich ihrem verwahrlosten Bruder Bruno die Entwirrung des schrecklichen Knäuels ihrer Aengste, der sie so rabiat wie möglich bewirkt: durch die Ermordung des Polenmädchens, das der gehetzten Frau wie das böse Gewissen zusetzt. — Der biedere Maurerpolier John, die getretene Polin Pauline Piperkarcka, die Familie des Theaterdirektors, sein Hauslehrer, der verliebte Theologiekandidat Erich Spitta, nicht zuletzt der gewalttätige Bruder der Frau John — das alles sind Gestalten von ungeheurer Plastik und Sichtbarkeit. Die neue Arbeit darf sich neben den besten Dramen Hauptmanns zeigen.

Herrn Basils sehr tüchtige Regie brachte eine im ganzen recht gute Darstellung zustande. Die typisch berlinische Atmosphäre kam vorzüglich zur Geltung und auch die meisten Einzelleistungen standen auf der Höhe ihrer Anforderung. Die überaus schwierige Rolle der Frau John (deren restlose Ausfüllung natürlich einzig Else Lehmann vorbehalten ist) fand in Fr. Schwarz eine Interpretin, die in Sprache und Gebärde echt war und in Momenten starke Wirkung übte. Auch Basils Maurerpolier John überzeugte durchaus. Die Piperkarcka gab Fr. Terwin, deren reiche Begabung sich hier in der Rolle des misshandelten Proletariermädchens in neuer Beleuchtung zeigen konnte. Gut waren auch Herr v. Jacobi als Erich Spitta, dem er zur äusseren Demonstration seiner Auffassung die Maske Gerhart Hauptmanns gab, und Frau von Hagen in einer Episodenrolle. Leider versagten die Träger der komi-

schen Rollen. Den Theaterdirektor hätte man sich keineswegs als den weltmännischen Causeur gedacht, als der er hingestellt wurde, sondern als stets feierlichen Pathetiker, der mit grossen Schmierengesten toternst seine Phrasen schmettert. Völlig unmöglich war der erste Schauspielschüler. Das ungraziöse Herumhantieren dieses Theaterjünglings war qualvolle Karrikatur statt komischer Unbeholfenheit. — Dagegen ist von zwei hervorragenden Leistungen besonders zu sprechen. Steinrück spielte den verkommenen Bruder der Frau John. Er stand nur kurze Zeit auf der Bühne — aber in diesen paar Minuten stockte einem das Blut im Halse. Dieser rabiate Patron mit der tonlosen uninteressierten Stimme, der gewissenlosen Entschlossenheit und dem gelinden Stich ins Sentimentale — das war einer der stärksten Bühneneindrücke, die ich noch erlebt habe. — Nächst Steinrück gab das Beste Frl. Pricken Diese Schauspielerin ist schon mehrfach aufgefallen, wenn sie Kinderrollen zu spielen hatte: in der „Büchse der Pandora“, in „Alles um Liebe“ und in „Cäsar und Cleopatra“ wirkte ihr kleiner Wuchs und ihr gutes Spiel vortrefflich zusammen. In den „Ratten“ hatte sie ein kleines Berliner Mädels zu gestalten, das im Hause der John ihr kleines Brüderchen betreut. Frl. Prickens Selma Knobbe war eine Meisterleistung. Wie die plärende Nutte schon aussah! Wie von Zille entworfen, und in Sprache, Haltung, Gebärden und Mimik traf sie völlig die Berliner Jöhre. Hier ist ein spezialistisches Talent, das ganz bedeutende Qualitäten hat. Betrachtet man die Münchner Aufführung der „Ratten“ im ganzen, so darf man den Dichter, das Residenztheater und die Darsteller beglückwünschen .

Einer sehr interessanten Theaterabend verdanken wir dem „Neuen Verein“, der am 15. Mai „Die Spielereien einer Kaiserin“, von Max Dauthendey zur Uraufführung brachte. Das Versdrama behandelt in sechs Bildern die Geschichte der russischen Kaiserin Katharina I. Vielmehr: es zeigt in sechs Bildern die Geschichte der Liebe Katharinas zum Feldmarschall Menschikoff. Vielmehr: es stellt sechs Bildern, in denen Katharina sich gleich bleibt, und in einem Zeitraum von 25 Jahren, als Dragonerweib, als Maitresse des Feldmarschalls, als Gattin des Zaren und als Selbstherrscherin mit ihrem Schicksal und ihrer Liebe spielt und aus ihrem Spiel — naiv und raffiniert zugleich — ihr Schicksal und das ihrer Liebe fügt. Die grosse Verskunst Dauthendey's schafft eine Sprache von blendender Schönheit, die grosse Bildpracht seiner Phantasie, die wir aus seinem prachtvollen Novellenband „Lingam“ kennen, schafft Szenen von grosser Lebendigkeit und Konzentration. Ein Drama — so nennt der Dichter sein Werk — ist aus den „Spielereien einer Kaiserin“ nicht geworden, aber eine Aneinanderreihung von Momenten aus dem Leben Katharinas, deren jeder zu einem fein zise-lierten Kabinettstück verarbeitet ist.

Als Darstellerin der Katharina war Tilla Durieux von Berlin gekommen. Es ist nicht denkbar, sich die Figur der schönen Frau, die ein Gemisch von unschuldigem Volksw weib, Kurtisane, Heldin, Abenteuererin und Idealistin ist, vollkommener verkörpert vorzustellen, als die Durieux sie spielte. Sie war strahlend schön, überlegt und sicher, leidenschaftlich und zurückhaltend — und in jedem Augenblick bezwingend. Die Durieux verfügt über die stärksten äusseren Wirkungsmittel, die sie imponierend bändigt. Sie ist zu klug, um der Gefahr des Virtuositums zu verfallen, zu stark und gesund, um ihre Kunst an Nebensächlichkeiten zu zersplittern. (Man vergleiche sie nicht mit der Eysoldt. Die ist intuitiv, wo die Durieux bewusst ist. Die Durieux steht mit beiden Füßen auf dem Boden, die Eysoldt lässt sich von ihrer Eingebung tragen. Meine tiefere Liebe gehört Gertrud Eysoldt. — In der Gestalt der Katharina konnte Frau Durieux ihr ganzes fabelhaftes Können zeigen; der Eindruck ihrer Persönlichkeit war mächtig.

Es ist in der Rolle begründet, dass neben der Figur Katharinas alle anderen in den Hintergrund treten. Selbst ihr Geliebter, der Feldmarschall Menschikoff, ist eigentlich Nebenperson. Albert Steinrück konnte nur manchmal zwingend wirken. Er bewegte sich weniger sicher, als wir es von ihm gewöhnt sind und gab keinen einheitlichen Charakter. Der Zar Peter wurde von Herrn Basil kräftig und glaubhaft gestaltet. Sehr anmutig war Fräulein Terwin als Prinzessin Sascha und auch Herr Schwanneke, der einen geckenhaften französischen Grafen spielte, tat sein Bestes.

Hoffentlich wird das Stück, das bei dieser privaten Aufführung sich als sehr wirksam bewährt hat, und das schon mehrere Jahre alt ist, nun endlich auf den ständigen Bühnen Eingang finden.

Bemerkungen.

Der unzüchtige Marquis. Einem Münchner Staatsanwalt (er hört auf den Namen Dr. Hass, womit an und für sich ja wenig gesagt ist) ist es gelungen, einen Gerichtsbeschluss herbeizuführen, der geeignet scheint, dem schamhafteren Teil der bayerischen Bürgerschaft das beglückende Gefühl erhöhter Moralsicherheit leinzulösen. Es handelt sich um Zeichnungen des Marquis de Bayros, und der Dr. Hass wurde geradezu lyrisch, als er seinem Abscheu vor diesen Erzeugnissen Ausdruck gab. Der Maler hätte sich vor dem Schwurgericht verantworten sollen, war aber nicht gekommen, weil er, wie ihm von österreichischen Aerzten bestätigt wurde, nervenleidend ist. Herr Dr. Hass schloss aus seinem Fernbleiben, dass er sich „dem beschämenden Schauspiel, das ihn erwartete, durch die Flucht entzogen“ habe und beantragte und bewirkte die Erlassung eines Haftbefehls gegen den Marquis de Bayros und die Beschlagnahme seines in Deutschland befindlichen Vermögens. Sein nacktes Leben hat der Künstler, da er sich im Ausland befindet, glücklich aus den Fingern der Justiz gerettet; die Beschämung bleibt also uns übrigen.

Marquis de Bayros ist beschuldigt, „im Dezember 1907 in München 16 von ihm selbst gefertigte unzüchtige Zeichnungen dem Dr. Semerau *) zur Verbreitung mit dessen Werk „Die Geheimnisse am Toilettentisch“ übergeben und ein Mappenwerk „Die Purpurschnecke“ angefertigt, feilgehalten und verkauft zu haben, das gleichfalls unzüchtige Bilder enthalte.“ — Der Staatsanwalt fand die Seele des deutschen Volkes dadurch bedroht, dass der Angeklagte seine graziösen Laszivitäten einem kleinen Kreise von Bekannten zugänglich gemacht hat (an denen wahrscheinlich doch nichts mehr zu verderben war), und dass besagtes deutsches Volk Gelegenheit erhielt, bei Anlegung eines Vermögens von etwa 100 M. aus seiner Unschuld und Harmlosigkeit roh aufgeschreckt zu werden. Der Herr Staatsanwalt musste sich höllisch anstrengen, um seinen Zweck zu erreichen. Er musste Schiller und Goethe zitieren und sich auf den von ihm „hochverehrten Michelangelo“ berufen, um die Verworfenheit des Angeklagten ins rechte Licht zu stellen. Da er sich auf das Zeugnis des Professors Stuck stützen konnte, der erklärt hat, dass ihm die Zeichnungen des Herrn de Bayros „trotz ihrer künstlerischen Ausführung, infolge der dargestellten Vorgänge äußerst widerwärtig“ seien, so verfolgt jetzt (wir schreiben 1911) einen anerkannten Künstler um seiner Produktion willen ein Steckbrief.

Die Anstrengungen des Staatsanwaltes Dr. Hass, in dem Marquis den Verbrecher zu entlarven, und der Gerichtsbeschluss, in dem die Auffassung recht behält, dass man einen Künstler vom Range de Bayros' nicht frei herumlaufen lassen darf, sind zwar wertvolle Beiträge zum Kapitel Justiz und Leben, — viel interessanter aber scheint mir das kollegiale Gutachten des Herrn Professors Stuck. Wir haben uns zu vergegenwärtigen: Stuck erbiethet sich, vor Laien — man lese es in Oscar Wildes Lebensgeschichte nach, wie Schwurgerichte gegen Kulturmenschen zusammengesetzt werden — die Meinung zu vertreten, dass Kunstwerke nicht nach ihrem Ausführungswert, sondern nach den dargestellten Vorgängen zu beurteilen sind. Damit begibt sich der Herr Professor unzweideutig auf den Standpunkt der Pornographenjäger Kausenschen Kalibers. Ausgerechnet Stuck, dessen harmlos-dämonische Leibermalerei ihn ehedem in den Geruch der Hypermodernität brachte, und über dessen Modernität man heute milde zu lächeln geneigt ist.

Will man das Wort „Pornographie“, mit dem ein heilloser Unfug getrieben wird, überhaupt gelten lassen, so darf es nur die Bedeutung haben: unkünstlerische Darstellung geschlechtlicher Situationen. Besser wäre es schon, man verzichtete ganz auf Ausdrücke, die in sich selbst eine moralische Betonung haben. Wenn aber jetzt Künstler selbst antreten und sich moralisch über Werke entrüsten, deren objektiven Wert sie anerkennen müssen, dann entsteht die üble Begriffsverwirrung, die die Beurteilung ästhetischer Werte dem Kadi und gar den Geschworenen überträgt.

Strafte der § 184 einfach den, der geschlechtliche Vorgänge darstellt mit Gefängnis, den, der sexuelle Spezialitäten im Bilde zeigt, mit Zuchthaus, so wäre seine Anwendung ebenso trocken, gemüthlos

*) Nach Fertigstellung dieses Heftes kommt die Nachricht von der im Ausland erfolgten Verhaftung des Dr. Semerau. Die ungeheuerliche Tatsache dieser Verhaftung kann hier leider nicht mehr gebührend gewürdigt werden. Man gedulde sich einen Monat. Ich hole inzwischen aus.

und ungerecht wie die eines jeden andern Gesetzparagraphen, aber immer noch weitaus ertraglicher als das Operieren mit dem vagen Begriff „unsittlich“ oder „pomagraphisch“ oder gar die Diskussion, vor der Richterbarre, ob einem Werke künstlerische Bedeutung beizumessen sei oder nicht. Die Verhandlung über das Werk des Marquis de Bayros hat ja gezeigt, wohin die Handhabung des gelenkigen Paragraphen heutzutage führt: der Staatsanwalt kümmert sich um den künstlerischen Wert der Zeichnungen und der Kunstsachverständige um ihr Thema. Der Hass wird lyrisch und der Stuck ethisch, — der Angeklagte aber hat sich dem beschämenden Schauspiel durch die Flucht entzogen.

Georg Hirth wird in diesen Tagen siebenzig Jahre alt. Man wird ihn in Festartikeln und beim Wein feiern, wie es sich am Ehrentage eines um den Geschmack unsrer Tage sehr verdienten Mannes gehört. Ich möchte nicht zurückstehen, und ich glaube, Herr Doktor Hirth wird den Glückwunsch zu achten wissen, der sich nicht am Weihrauchstreuen genug tut, sondern kritisch wertet, wie sich das Lebenswerk eines ehrlichen Kulturwillens heute darstellt. Als die „Jugend“ gegründet wurde, wirkte sie wie ein Freudenschuss in der Nacht. Das deutsche Lesepublikum, an die kitschigen Bilderdrucke der „Gartenlaube“ und des „Daheims“ gewöhnt, wurde plötzlich gewahr, dass es über die Genremalerei hinaus eine Kunst gibt, die in Ausdruck, Farbe und Geste jugendliche Lebendigkeit hat. Es wurde erinnert, dass der Mensch nackt auf die Welt kommt, dass er fröhliche Sinne hat, und dass die bisher überall muckerisch verhüllten Formen des menschlichen Körpers schön genug sind, um sie zur Freude des Auges und des Geistes auch ausserhalb der Museen im Bilde zu zeigen. In lustigen Karikaturen wurde der pfäffische Feigenblattgeist verulkt; in Skizzen, Novellen und Versen sagten von der Wohlanständigkeit ängstlich gemiedene Dichter ketzerische Bekenntnisse, und munterer Witz erschütterte den fundierten Respekt vor allen traditionellen Dogmen. Trotz ihrer patriotischen Richtung — die „Jugend“ war ein revolutionäres Blatt, ein Blatt der Neuerung und Hoffnung, das seinem famosen Titel Ehre machte. Bildende und schreibende Künstler, von denen die Menge nichts gewusst oder die sie spottisch und ärgerlich belächelt hatte, wurden populär, und Georg Hirth war der Mann, dessen Energie, Opfermut und fortschrittlicher Geist, unbeirrt durch Kabalen und Rankünen, durch Angriffe und Sittlichkeitsgezeter, der heiteren Festlichkeit der „Jugend“ zum Erfolg verhalf. Das beste Zeugnis, das man einem Menschen ausstellen kann, Georg Hirth hat es verdient: er hat gewirkt. Ihm danken wir eine Läuterung des Geschmacks bei der grossen Masse, die vor 15 Jahren noch unmöglich schien. Man vergegenwärtige sich nur die Variationen des Werlbegriffs „Jugendstil“. Als das Wort aufkam, war es das Kampfgeschrei der „Modernen“. Den Vielen galten die Linienarabesken der neuen Ornamentik als übelste Geschmacklosigkeit — bis sie sich durchsetzten; bis sie in allen Massenartikeln der Warenhäuser prangten, — bis sie — so ist es heute — uns als überlebter Kitsch zum Speien zuwider geworden sind. Der „Jugendstil“ gehört der Vergangenheit an, und das ist überaus erfreulich, denn es zeigt, dass sein Aufkommen der Entwicklung einen so kräftigen Stoss nach vorwärts gab, dass er selbst sich nicht

so lange festsetzen konnte, wie der Gute-Stuben-Stil der drei Jahrzehnte vorher. Hirth's Verdienst. Und Hirth's Verdienst ist es auch, dass der Anstoss, den die „Jugend“ selbst der künstlerischen Einsicht des deutschen Volks gegeben hat, so stark war, dass der Geschmack der Zeit das, was die „Jugend“ im Anfang bot und heute noch bietet, längst überholt hat. Dass die „Jugend“ nicht schrittgehalten hat mit der Zeit, ist nicht Hirth's Verschulden. Er hat deutlich gezeigt, was er wollte: die Jungen an der Spitze marschieren lassen. Hirth hat so lange wie wenige zu den Jungen gehört. Heut aber sieht er wohl nicht mehr, dass die Jugend schon ganz woanders ist wie die „Jugend“. Der ist das Publikum nachgerückt, und die Zeitschrift, die einst die Standarte im fröhlichen Kampfe war, hat ihr gärend Drachengift zur Milch der frommen Denkart gerinnen lassen und ist heute ein Familienblatt, das in keinem besseren Haushalt fehlt. Das aber ist das Schlimmste, dass ihr der Charakter als Familienblatt bewusst geworden ist, dass sie Rücksichten nimmt auf den Spiesser, der ihr Abonnent ist, und dass sie das Draufgängertum, das Junge, das Kräftige und Neue jetzt Schulter an Schulter mit dem Philister bekämpft. Hirth ist nicht verantwortlich dafür, dass die Mitarbeiter an seinem Blatt heute nicht mehr nach Talent und frischem Wollen gefragt werden, sondern nach bravem Lebenswandel und loyaler Gesinnung. Möge er die „Jugend“ eines Tages wieder von neuem, freiem, kämpferischem Geist belebt sehen, der sie ihres Namens wert mache! Das ist mein Wunsch für den Siebzigjährigen.

Die nervenschwache Polizei. Ein weitverbreitetes Vorurteil meint, dass es der Polizei vor gar nichts graust. Erinnerung man sich der abgeschlagenen Hand in Breslau, des Totschlags an dem Arbeiter Hermann oder des Selbstmords des Studenten Dubrowsky in Berlin, so könnte diese Ansicht berechtigt erscheinen. Sie ist es aber nicht. Die Münchner Polizei nämlich, die kürzlich an der Leiche eines gestürzten Gauls Strassenschlachten schlug, hat jetzt ihr empfindsames Gemüt entdeckt. — Der Wiener Maler Max Oppenheimer veranstaltet gegenwärtig in der „Modernen Galerie“ bei Thannhauser eine Ausstellung seiner Werke. Eines der Bilder wünschte der Künstler Bis Vorlage zum Plakat der Ausstellung zu verwenden. Es stellt einen nackten Mann dar, der sich mit den Händen die Brust aufreißt, aus der das Blut strömt. Die Polizei hat den öffentlichen Anschlag des Plakats verboten mit der Begründung, dass es ihr obliege, für die Wahrung des guten Geschmacks zu sorgen. Die Nacktheit des dargestellten Mannes kann für die Polizei kein Grund zum Einschreiten gewesen sein. Denn das, worauf sich bei Aktbildern das Konfiskationsinteresse der Behörde zu konzentrieren pflegt, ist auf dem Oppenheimerschen Plakat nicht sichtbar. Es bleibt nun also keine Annahme übrig als die, dass es dem Münchner Zensor vor dem roten Farbleck auf der Brust des Junglings ge graust hat. Leute, die etwas davon verstehen, finden die Ausstellung Oppenheimers ausserordentlich schön; die Münchner Polizei besinnt sich auf ihren Beruf als Hüterin des guten Geschmacks und bewahrt das Publikum vor dem Anblick der blutigen Aftiche. Die Münchner Polizei kann offenbar kein Blut sehen, — wenigstens kein gemaltes.

An die Leser!

Das Weitererscheinen der Zeitschrift „Kain“ ist gesichert. Wer aus Furcht um seinen Taler bisher kein Jahresabonnement wagen wollte, mag das Blatt jetzt getrost bestellen. — Sobald wie möglich soll der „Kain“ ohne Preiserhöhung in größerem Umfange erscheinen. Die zahlreichen Zuschriften, die ich erhalte, und die teils die zweite Nummer auf Kosten der ersten, teils die erste auf Kosten der zweiten loben, bestätigen mir, daß ich in der Redigierung der Zeitschrift so fortfahren soll, wie es mir richtig scheint. Wem meine Art gefällt, der werbe für das Blatt.

M ü n c h e n , Akademiestr. 9.

Erich Mühsam.

Geldsendungen, Bestellungen, Reklamationen richte man ausschließlich an die Geschäftsstelle: Kain-Verlag, München, Baaderstr. 1a.

Persönliche Briefe, Bücher, Tauschexemplare etc. an den Herausgeber: Akademiestraße 9.

Bei Abonnementsbestellungen empfiehlt es sich, die Karte auszufüllen und auszuschneiden und an den Kain-Verlag oder eine Buchhandlung einzusenden.

Bitte hier abzutrennen.

Bücherzettel.

Mit
3 Pfennig
zu
frankieren.

An

.....

.....

.....

.....

von
Erich Mühsam

==== erschienen folgende Bücher. ====

Die Wüste. Gedichte. 1904. M. 2.40.

Der Krater. Gedichte. 1909. M. 2.—

Die Hochstapler. Lustspiel. 1906. M.2.—

Zu beziehen durch jede Buchhandlung und den
Kain-Verlag, München, Baaderstraße 1 a.

==== Bitte hier abzutrennen. ====

Unterzeichneter abonniert hiermit auf die Zeitschrift
„KAIN“, Jahrgang 1911/12. (Kain-Verlag München, Baader-
strasse 1 a.) 12 Hefte zum Preise von 3 Mark.

Betrag wird gleichzeitig eingesandt.*)

Soll durch Nachnahme erhoben werden.*)

Genau e Adresse:

Name:

.....
*) Nichtgewünschtes bitte zu durchstreichen.